

Vortrag **Wilhelm Michel** (Reihe Darmstädter Dichter)

Nachdem ich im Frühjahr dieses Jahres den Schlußstrich unter mein Buch über die Entarteten und Verfemten aus den Reihen der Darmstädter Sezession zog, war mir durchaus klar, dass meine weitgespannten Untersuchungen damit bei weitem noch nicht als definitiv abgeschlossen betrachtet werden konnten. Denn entlang den mitunter ungemein verzweigten Recherchepfaden war ich immer einmal wieder auf Persönlichkeiten gestoßen, die zwar nicht unmittelbar jenem »Unheil« ausgesetzt waren, das im Zentrum meiner Beschreibungen stand: Nämlich das rigide Verdammungsurteil der Nazis über Kunst und Künstler während jener finsternen zwölf Jahre, in denen sie an der Macht waren.

Es gab folglich Personen, die nicht unmittelbar Gegenstand meines Buchs waren. Nennen wir sie der Einfachheit halber eher Randständige. Einer unter denen war der im Darmstädter Stadtlexikon als Schriftsteller, Kunstkritiker und Feuilletonist bezeichnete Wilhelm Michel.

Als mich Ives Humeau im Frühsommer dieses Jahres darauf ansprach, über welchen Schriftsteller aus den Reihen der Sezession ich in der von ihm angedachten Vortragsreihe denn wohl vortragen könne oder möchte, wusste ich's *ad hoc* noch nicht, entschied mich aber dann doch relativ rasch für eben diesen Wilhelm Michel, der bis zu seinem Lebensende zwar eine durchaus ansehnliche Reihe von schriftstellerischen Werken hinterlassen hat, nichtsdestotrotz aber in der Literaturgeschichte - selbst auch der hiesigen - nur merkwürdig spärliche Spuren hinterlassen hat.

Karlheinz Müller, Autor eines 1993 erschienenen Buchs mit dem Titel »*Literarische Spaziergänge in Darmstadt*« berichtet darin u. a., wie sich anlässlich einer Soirée der Elisabeth-Langgässer-Gesellschaft zum 50. Todestag von Wilhelm Michel die Aufstellung eines Büchertisches absolut erübrigt habe, da kein einziger seiner Titel im Buchhandel erhältlich gewesen sei.

Doch selbst der solchermaßen klagende Karlheinz Müller handelt im weiteren Wilhelm Michel in seinem weit über 200 Seiten umfassenden Buch auf gerade einmal knapp drei Seiten ab, wobei anzumerken ist, dass gut die Hälfte davon aus einer wörtlich zitierten Theaterkritik Michels zu Büchners »Leonce und Lena« besteht.

Es waren möglicherweise gerade solcherlei Gründe, die meine Neugier geweckt haben auf diesen Autor, der bereits anno 1919 zu den Gründungsmitgliedern der Darmstädter Sezession zählte, dessen Name schon nach nur knapp zwei Jahren in der Mitgliederliste aber schon nicht mehr aufgeführt wird. Was wiederum insofern verwundert, als er zuvor voll übereinzustimmen schien mit der aufmüpfigen Garde, die sich damals zusammen getan hatte. Schon in der allerersten Nummer von Carlo Mierendorffs spätexpressionistischem »TRIBUNAL«, die sechs Monate vor der Sezessionsgründung erschien, hatte Michel einen geradezu überschäumenden Auftritt. Als gälte es den sprachlichen Boden mächtig zu düngen, der im Gründungsmanifest gipfeln wird in Sätzen wie jenem immer wieder zitierten, der da lautete: »*Wir haben die längst erforderliche Reinigung von bourgeois Verschmutzung vollzogen*«. In seiner »Rede über die Metaphysik des Bürgers« fordert Wilhelm Michel auf rigorose Weise - ich zitiere:

»Ich reize euch auf zum geistigen Klassenhass! Grenzt euch ab gegen den Bürger. Das bekommt ihm, das ersehnt er, denn aller Schlamm braucht Begrenzung. Rempelt ihn durch lyrische Gedichte an! Werft ihm mit Aphorismen die Fensterscheiben ein! Entpresst Interjektionen durch Novellen! Malt, dass sich seine Schleimhäute kräuseln! Das tut ihm gut. ...Das braucht er. Dann bläht sich sein Gebäuch, sein Vorhemd bäumt sich, er sträubt seinen Schnauzbart gleich einem Stachelschwein, er rollt hörbar die Augäpfel. Er stampft die Fliesen seines Stammlokals und fletscht uns mit grimmgestrafften Backentaschen an - seht, so muss er sein, um seine gottgewollte Mission als metaphysischer Weltkuli zu erfüllen; den Geist zu ermöglichen durch seine eigene Unmöglichkeit, das Reine zu verwirklichen ... « Ende des Zitats

Solche Töne nahmen sich seltsam schräg aus, wenn man sie in Vergleich setzte mit dem ungleich gemäßigeren Ton, den er in seiner nahezu zeitgleich erschienenen Streitschrift zur Judenfrage unter der Überschrift *»Verrat am Deutschtum«* anklingen ließ, um den schon damals sehr virulenten deutschen Antisemitismus zu geißeln. Zwar zetert er anfänglich ironisierend und polemisch auch hier, wenn er von Flugblättern erzählt, die man an der Frankfurter Uni an die Studenten verteilt hat, um diesen zu verkünden, dass es einem Sündenfall wie mit Eva und der Schlange gleichkomme, wenn - ich zitiere: *»... ein arisches Mädchen sich von einem Juden verführen lässt. In besagten Flugblättern stand zu lesen, »dass die Übertretung des göttlichen Verbots solcher Rassenmischung Erbsünde sei, indem der darauf ruhende Fluch in den Geschlechtern sich forterbt. Es war darin die Rede davon, »dass sich der Judengeist im Samen Abrahams sich in die arischweibliche Seele im Blut frisst, ihr den rassigen Judengeruch verleiht, damit das ursprüngliche Empfinden und Denken fälscht, das Blut verseucht, und das Weib für eine reine Rassenzucht untauglich macht.«*

All das zitiert Michel, um danach allerdings davon abzuheben und umzusteigen auf gänzlich andersartigen Sprachklang, damit jedermann spüren kann, was ihm wirklich am Herzen liegt: Um die ihm wichtige Anklage, derzufolge solcherlei abgeschmackter Antisemitismus nicht allein des Teufels ist, sondern überdies exakt das, was er im Titel seiner Streitschrift - keinen Widerspruch duldend - zum Ausdruck bringt: nämlich »Verrat am Deutschtum«.

Antisemitismus beginnt bei Michel - wie er betont - erst beim richtigen Judenhass, dort nämlich, *»wo der Glaube an die physiologische Bestimmtheit des Charakters in voller Derbheit hervortritt und die Vernunftgründe wie die sittlichen Hemmungen überrennt. »In dieser Vernunftssünde, in dieser sittlichen Hemmungslosigkeit«* liegt für Michel das beschlossene, was für ihn den infamen Angriff auf das Deutschtum ausmacht. Womit er sich im Übrigen auf scharfe Gegenposition zum soeben abgedankten Kaiser Wilhelm begibt, der aus seinem holländischen Exil Sätze absondert wie: *»Kein Deutscher vergesse nie und ruhe nicht, bis diese Schmarotzer vom deutschen Boden vertilgt und ausgerottet sind!«* Die Juden waren für den Exkaiser in ihrer Gesamtheit *»Der »Giftpilz am deutschen Eichbaum«.*

In Wilhelm Michels Ohren muss so etwas abscheulich geklungen haben, denn **sein** Glaube an das **Große und Sonnenhafte** in unserem deutschen Volkstum ist für ihn zu jener Zeit geradezu übermächtig, was wohl durchgängig in Zusammenhang zu sehen ist mit Michels anhaltender Bewunderung und Beschäftigung mit dem Dichter Friedrich Hölderlin, mit dem er sich schon in einer 1911 erschienenen Publikation erstmals beschäftigt hat und auch danach wieder und wieder dem Stoff verhaftet blieb.

Etwa 1923 mit »Hölderlins abendländische Wendung«. 1924 mit »Gesammelten Aufsätzen über Hölderlin«, gefolgt von »Hölderlin und der deutsche Geist« 1925 und schließlich 1940 »Das Leben Friedrich Hölderlins«.

Das ist bis dahin der Figur des Wilhelm Michel nun allerdings sehr weit vorgegriffen, weshalb ich zunächst doch noch Weiteres zu seinen Anfängen berichten will:

Geboren wird Wilhelm Michel am 9. August 1877 im lothringischen Verwaltungssitz Metz, das zu diesem Zeitpunkt nach dem Ende des deutsch-französischen Kriegs von 1870/71 durch den Sieg über die Franzosen zusammen mit dem Elsass dem deutschen Reich einverleibt werden konnte, was dann auch bis 1918 anhielt.

Als der kleine Wilhelm das Schulalter erreicht, kehrt die Familie in die Heimat seines Vaters, einem einfachen Militärbeamten, ins östlich von Kaiserslautern gelegene pfälzische Frankenstein zurück, wo er bis 1887 die Dorfschule besucht, um danach in Mainz, der Heimat seiner Mutter, das humanistische Gymnasium zu besuchen und mit dem Abitur abzuschließen. Von 1896-1900 studiert er Rechtswissenschaften in Würzburg und München, muss nach einer Erkrankung seines Vaters jedoch sein Studium abbrechen. 1901 lässt er sich als freier Schriftsteller in München nieder und wird ab 1906 gar Mitarbeiter der weithin gerühmten Wochenzeitschrift »Die Weltbühne«.

Nach Darmstadt kommt Wilhelm Michel 1913, nachdem ihn der Verleger Alexander Koch als Redakteur für die bei ihm erscheinende Zeitschrift »Deutsche Kunst und Dekoration« berufen hat. Zwei Jahre danach wird er - es ist bereits Michels dritte Ehe - Alexander Kochs Tochter Herta heiraten, die übrigens zusammen mit Wilhelm Michel als erste Frau in der Geschichte der Darmstädter Sezession diese mitbegründen wird. Michel schreibt danach auch gelegentlich für das von Carlo Mierendorff herausgegebene »Tribunal« das sich im Subtitel als »Hessische Radikale Blätter« bezeichnet. Er wird im Weiteren Mitarbeiter am »Hessischen Volksfreund«, der in Darmstadt erscheinenden Tageszeitung der SPD, die nach der Machtergreifung der Nazis verboten werden wird. Für den »Hessischen Volksfreund« schreibt Michel überwiegend Kunst- und Theaterkritiken. 1925 überreicht man ihm den Büchnerpreis, der damals noch nicht als reiner Literaturpreis betrachtet wurde, sondern an Dichter, bildende Künstler, Schauspieler und Sänger vergeben werden konnte.

Als dann das »3. Reich« heraufdämmt, scheint sich der zutiefst nationalkonservative Charakter des Wilhelm Michel schärfer herauszubilden. In der »Kölnischen Zeitung« vom 1. Februar 1933 zeigt sich Michel erfreut darüber, dass sich in Darmstadt heftiger Widerstand dagegen erhebt, dass man am Hessischen Landestheater Bert Brechts »Heilige Johanna der Schlachthöfe« zur Uraufführung bringen will. Michel gerät förmlich ins Geifern, wenn er den aufgebrachten Spießern in Darmstadt Recht gibt gegen solcherlei Dichtung, deren Kern eindeutig bolschewikische Gottlosenpropaganda sei.

In der »Weltbühne« verabschiedet man sich daraufhin nur eine Woche später von Michel mit den Worten: »Die darmstädter Spießherren rebellieren also, und Sie, ein Mentor in Kunstsachen, empfinden diesen Widerstand »als eine beglückende Regung ungebrochener Lebensinstinkte gegen einen künstlerisch verkappten Mordversuch an unsrer Seele«. Es dürfte Chefredakteur Carl von Ossietzky selbst gewesen sein, der seinerzeit die Replik verfasst hat und ihm darin zurief:

»Ich halte es für sehr gleichgültig, ob Ihnen als Kunstkritiker das Drama Brechts gefällt oder nicht. Aber die Aufgabe des Kunstkritikers scheint es mir zu sein, ein Werk nach seiner Darbietung zu beurteilen, nicht seine Darbietung zu, indem man sich dabei des Tons und der sattsam bekannten Allüren eines gewissen ästhetischen Untermenschentums bedient. Sie reden etwas allzu eifertig von einem Mordversuch an unsrer Seele. Aber was treiben Sie, wenn Sie verhindern wollen, daß ein schon von Vielen geschätztes Theaterstück das Rampenlicht erblicken soll? Der Kunstkritiker mag ein Drama nach der Aufführung abschlachten, aber ihm mit dem Messer zu Leibe zu gehen, noch ehe es auf der Szene erscheint, das ist ein Attentat nicht nur gegen dieses eine Stück sondern gegen das heutige deutsche Theater überhaupt, das ganz gewiß nicht unter einem Überfluß von Mut, Kraft und Talent leidet. Leben Sie wohl, Herr Wilhelm Michel!« Ende des Zitats.

Vier Wochen danach erschien dann allerdings auch schon die definitiv allerletzte Ausgabe der »Weltbühne«, der Hitlers Genossen ein überaus rasches Ende bereitet hatten.

Zeitsprung: Als Wilhelm Michel im April des Jahres 1942 stirbt, ist die sogenannte »Endlösung der Judenfrage« d. h. deren Vernichtung seit einem Vierteljahr regierungsamtlich beschlossene Sache. Englische Bomber greifen mittlerweile deutsche Städte bereits bei Tag an und noch ehe das Jahr um ist, wird Hitlers 6. Armee im fernen Stalingrad eingeschlossen - die »Wende« ist eingeleitet. Der Rest ist Geschichte und weithin bekannt.

Knapp zwei Jahre nach Kriegsende wird im Stuttgarter Klett-Verlag unter der US-Lizenznummer 1023 sein erstmals 1923 erschienener Essay-Band mit dem Titel »Hölderlin und der deutsche Geist« erneut erscheinen. Aus diesem Anlass wird der Bibliothekar und Literaturwissenschaftler Hanns Wilhelm Eppelsheimer in einer Ansprache zu Wilhelm Michels Gedenken den früheren Freund auf geradezu hymnische Weise wieder aufleben lassen und ihn als den rundum »glücklichen Wilhelm Michel« apostrophieren.

Nun muss ich gestehen, nur äußerst wenig von und über den 13 Jahre jüngeren Hanns Wilhelm Eppelsheimer zu wissen, der wegen seiner sozialdemokratischen Gesinnung im Spätsommer 1933 abrupt seinen Job als Direktor der Darmstädter Landesbibliothek aufzugeben hatte und im Alter von nur 43 Jahren in den Ruhestand versetzt wurde. Sollte dieser Eppelsheimer wirklich nicht mitbekommen haben, wie sein »glücklicher Michel« zeitgleich seine vornehmen Positionen von anno 1919 geräumt hat und unter der Überschrift »Wir heißen Euch hoffen« den Endsieg des deutschen Lebensgesetzes über die Torheiten der jüdischen und nichtjüdischen Nörgler allein durch Überflügelung erfechten wird; durch - O-Ton Michel: - »reale Geltendwerdung des deutschen Genius« ? Vor solchem Hintergrund scheint mir Eppelsheimers verzückter Nachruf wohl schon sehr dem Geist des de mortuis nil nisi bene entsprungen, jenem lateinischen Gebot, demzufolge über Tote nur Gutes zu berichten sei.

Als bestünde so etwas wie eine geheime Absprache, geht man in Darmstadt nach meiner Auffassung überhaupt auffallend pfleglich mit Michel um. Noch im 2006 erschienenen Stadtlexikon Darmstadt fällt nicht der zarteste Schatten auf seine Person.

Und der bereits erwähnte Karlheinz Müller vermerkt in seinen »*Literarischen Spaziergängen*«, man habe Michels nationalkonservative Einstellung fälschlich mit nationalsozialistischem Gedankengut in einen Topf geworfen, dabei sei er doch allein durch seine christliche Grundhaltung ein entschiedener Gegner der Nazis gewesen. Müller vertritt damit die mich in Erstaunen versetzende Ansicht, Wilhelm Michels angeführtes Pamphlet, dem er den Untertitel »*Betrachtungen zur neuen Weltstunde*« gab, könne allenfalls auf einen ersten Blick als nationalsozialistisches Machwerk angesehen werden können. Unwillkürlich habe ich mir danach die Frage gestellt, ob wir beide wohl den gleichen Text gelesen haben.

Aber lassen Sie uns überprüfen, was unter dem Titel »*Wir heißen euch hoffen!*« nun wirklich erhofft werden sollte, nachdem der Heilsbringer Hitler zwischenzeitlich an der Macht war. Gleich auf Seite 1 sagt Michel es mit seinem allerersten Satz: »*Es ist eine neue Stunde über Deutschland.*«

Und das versucht Wilhelm Michel auf den folgenden gut hundert Seiten dann auch zu erläutern: Es gehe von nun an darum, dass künftig zu begreifen sei: (Zitat) »*Das einzige Gut ist das deutsche Leben*« Denn: *Ein Autoritätsstaat, der mit Ehrfurcht und Frommheit deutsches Leben hütet, ist volksgerechter für uns als eine Demokratie, die statt des Demos den Ochlos zur Herrschaft bringt.*« (Zu besserem Verständnis: Ochlos ist das griechische Wort für Herrschaft des Pöbels).

Und nachdem man besagten »Pöbel« mit dem Michel nach meiner Auffassung wohl nur die republikanische Weimarer Zeit gemeint haben kann, die man soeben hinter sich gelassen hat, darf und muss mittlerweile wohl auch - Zitat - »*Die Judenfrage heute von der neuen Mächtigkeit des Deutschtums aus angesehen werden, und kann ihre Behandlung nur in freier deutscher Lebenspflege, besser noch: im freudigen Hineinwachsen aller Deutschen in die werdende Volksgestalt erfolgen*« ... so Wilhelm Michel.

Es scheint sich inzwischen sein Blick geklärt haben. Im Gegensatz zu seinen früheren Erkenntnissen in »*Verrat am Deutschtum*« hat er jetzt offenbar erkannt, »*dass die antisemitische und zionistische Grundbehauptung, Juden und Deutsche seien im Wesen verschieden, zutrifft.*« Und fährt fort: »*Einer gewissen, auffallend häufig von jüdischen Talenten vertretenen Denkart muss zwangsläufig die Luft ausgehen, wo deutsche Lebensregung vordringt.*«

Ich bin bemüht, so etwas wie eine summierende Fragestellung zu formulieren, wie es wohl im mittlerweile 63-jährigen Wilhelm Michel ausgesehen haben mag, als sich mit fortschreitendem Krieg auch für ihn sein Ende mählich abzuzeichnen begann? Wie sehr mag er innerlich an seinem 1930 erschienenen Buch mit dem Titel »*Leiden am Ich*« gelitten haben, nachdem ihm spätestens im Verlauf der braunen Jahre irgendwann aufgegangen sein muss, dass der früher von ihm so oft und hymnisch beschworene »*hehre Deutsche*« in ihm mehr oder minder zwangsläufig und stückweise vor die Hunde ging? Ob ihm, der letztlich tragischen Figur in einem äußerst wirren Stück noch aufgegangen ist, in welchem Ausmaß auch sein schriftstellerisches Scheitern mit seinem ureigenen »*Leiden am Ich*« in Zusammenhang stand?

»Der Datterich«, eine damals existierende, satirisch-kritische Wochenschrift für Hessen veröffentlichte im März des Jahres 1934 eine sich über mehrere Ausgaben erstreckende Kampagne gegen Michel, in der es darum ging, »die Wendehalsigkeit «einer stadtbekanntem Persönlichkeit der roten Ära, der sich je nach Konjunktur beliebig dreht« ins Rampenlicht zu stellen. Spätestens da muss ihn eingeholt haben, was er Jahre zuvor in seinem Buch vom »Leiden am Ich« in in der ihm eigenen sprachlichen Diktion niedergeschrieben hat:

»Das Blickende feindet das Beblickte an. - schreibt er dort - Es schließt es von sich aus. Das Beblickte kann das Blickende nicht dulden. Das Beblickte kann das Blickende nicht ertragen. Blick ist Angriff; Leben ist Blickabwehr«.

Sechs Jahre nach solcherart Niederschrift - 1940 - haftet ihm der Datterich-Vorwurf nach wie vor an. Zwar ist er noch immer Mitglied der so genannten Reichsschrifttumskammer, aus der man ihn immer einmal wieder auszuschließen versuchte, denn - so ist es in einem Dossier der Darmstädter Gestapo vom 6. Februar 1940 vermerkt: »M(ichel) ist ein Gesinnungslump ureigenster Prägung«.

Was mag, was kann gemäß einer solchen Urteilslage vom »glücklichen Michel« da noch übrig geblieben sein? Werfen wir einen letzten Blick in sein »Leiden am Ich«. Er war sich durchaus dessen bewusst, mittlerweile - so sein eigenen Worte - im »Affektkreis der Scham« angekommen zu sein. Dieser Scham, so formulierte er es über ein Jahrzehnt zuvor, »liegt wahrscheinlich zugrunde, daß der Blick, den ein anderer auf uns wirft, den Selbstblick in uns entzündet und uns alles Gefährdete, Fragwürdige unsrer Existenz zu Bewußtsein bringt«

Kunde von der ihm NS-staatlicherseits bescheinigten »Gesinnungslumperei« muss seinerzeit sogar bis ins ferne Vermont am nordwestlichsten Zipfel Nordamerikas gedrunken sein, wo der 1939 in die USA emigrierte Carl Zuckmayer mit seiner Frau inzwischen lebte. US-Behörden hatten Zuckmayer angesichts der sich abzeichnenden Niederlage des Nazi-Regimes darum ersucht, einen Report zu erstellen mit dessen Einschätzungen deutscher Persönlichkeiten aus Literatur und Kunst, aus Theater- und Filmwelt.

In diesem Report klassifizierte Zuckmayer die von ihm Aufgeführten in vier Gruppen:

1: Positiv (vom Nazi-Einfluss unberührt, widerstrebend, zuverlässig).

In Gruppe 2: Negativ (Nazis, Anschmeisser, Nutznießer, Kreaturen).

In Gruppe 3: Sonderfälle (teils positiv, teils negativ, nicht ohne weiteres Einzuordnende) und schließlich in Gruppe 4: Indifferente, Undurchsichtige, Verschwommene, Fragliche.

Zu eben dieser 4. Gruppe zählte Zuckmayer dann auch Wilhelm Michel und kommentierte das folgendermaßen - Ich zitiere: »Ein peinlicher Fall ist der des Schriftstellers und Wissenschaftlers Wilhelm Michel aus Darmstadt. Aus einem vorzüglichen Literaturhistoriker, speziell Hölderlinforscher (und gradezu Hölderlinapostel) wurde (auf dem bekannten Umweg über Verbitterung, materielle und berufliche Erfolglosigkeit), ein unduldsamer, bössartiger Nazimitläufer - der sich seinen früheren Freunden und der geistigen Schicht, aus der er kam, bewusst entfremdet und sich mit Gott und der Welt verfeindet und zerstritten hat. Es ist umso trauriger, weil hier gutes Material und ein hohes Bildungsniveau zuschanden geworden sind.«*

Was bleibt, ist eine seltsam befremdliche Leerstelle.

Ich bitte Sie um Nachsicht, wenn ich meine Gedanken, Notizen und Äußerungen zur Person an dieser Stelle beenden möchte.

Es ist mir bewusst, dass ich die Figur des Wilhelm Michel sicherlich nicht in ihrem völligem Ausmaß erfahren und erfassen konnte. Als ich schließlich die Feder aus der Hand legte, fühlte ich mich plötzlich erinnert an eine Stelle in einem Brief von André Bazin, der als bedeutendster französischer Filmkritiker der Nachkriegszeit betrachtet wird und noch heute als geistiger Vater der so genannten »Nouvelle Vague« gilt.

Dieser André Bazin war kurz vor seinem Tod anno 1958 noch intensiv mit einem Buch über den Filmregisseur Jean Renoir befasst, einem Sohn des berühmten Impressionisten Auguste Renoir. Er schrieb in diesem Zusammenhang in einem Brief an François Truffaut:

Er kreise um Renoir, sei aber an einem Punkt angelangt, wo er zugleich zuviel oder zu wenig über ihn wisse. Zuviel, um sich etwas mehr zu bescheiden und das eine oder andere vernachlässigen zu können - andererseits aber auch zu wenig, um alle Kästchen dieses Kreuzworträtsels ausfüllen zu können.

Genauso ging's und geht es mir mit Wilhelm Michel. Genau genommen wollte ich eigentlich nur herausfinden, wie es dazu kam, dass dieser letztlich bedauernswerte Mensch vormals so überaus rasch aus der Darmstädter Sezession - die mir - wie Sie alle wissen - sehr am Herzen liegt - wieder verschwunden war. Ich glaube es mittlerweile zu wissen.

© Horst Dieter Bürkle 2019

Als ich im Frühjahr dieses Jahres den Schlußstrich unter mein Buch über die Entarteten und Verfemten aus den Reihen der Darmstädter Sezession zog, war mir gleichzeitig klar, dass meine vielfachen und weitgespannten Untersuchungen damit noch lange nicht als endgültig abgeschlossen betrachtet werden konnten. Entlang der mitunter ungemein verzweigten Recherchepfaden war ich immer einmal wieder auf Persönlichkeiten gestoßen, die zwar nicht zu beschreiben gehabt hatte: Das rigide Verdammungsurteil der Nazis über die Kunst jener Jahre, in der sie am Ruder waren.

Es gab folglich so etwas wie randständige Restbestände dessen, was ursprünglich Gegenstand meiner Betrachtungen gewesen war.

Der im Darmstädter Stadtlexikon als Schriftsteller, Kunstkritiker und Feuilletonist erwähnte Wilhelm Michel war einer dieser Randständigen.